

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Schott, Anton: Die Hexe. Kulturhistorische Erzählung aus dem 16.
Jahrhundert

urn:nbn:de:bsz:31-62042



Die Here.

Kulturhistorische
Erzählung aus dem
16. Jahrhundert.

Von Anton Schott.

I.

In der Amtsstube des Schlosses Wilhartitz¹⁾ in den Vorbergen des Böhmerwaldes, wo dieser vielfach das „künische Gebirge“ genannt wird, und etwa zwei Stunden Weges von der Gemarkung des „königlichen Waldhwozd“, des Gebietes der acht „künischen“²⁾ Freigerichte³⁾, lehnten ihrer zwei behaglich in geräumigen Armstühlen am wuchtigen Buchentische, und abseits saß an einem mit Papieren und Schriften belegten Tische ein spindelburrer Gesell, schlenkerte mit den gekreuzten Füßen und tändelte mit der Riefeder.

Das waren Herr Heinrich Plansky von Seeberg, der Besitzer der Herrschaft Wilhartitz, Hans Pharl, der neue Justiziar³⁾, der erst vor etlichen Tagen ins Schloß und ins Land gekommen, und Gürg Hasenkopf, der Amtschreiber.

Nach dem Husitenrummel, der aus einem Gemische von tschechisch-nationalen Fanatismus und schlecht verschleiertem Kommunismus herausgewachsen war und jahrzehntelang das Land verwüstete und tausende Menschenopfer forderte, hatte es der tschechische Adel durchgesetzt, daß kein Deutscher Besitzer einer ständischen Herrschaft oder auch nur deren Beamter sein durfte oder sollte; aber diese Sache war bald abgeflaut. Der Adel hatte sein Süpplein gewärmt, die übrigen hatten ihr Schäflein im Trocknen, und all diese wie auch die „gelehrten“ Kreise fanden wenig Behagen an der rohen und ungelentken tschechischen Sprache und bevorzugten allmählich wieder die deutsche. Und wo ein Gebiet an das geschlossene deutsche Sprachgebiet markte, war man völlig auf diese angewiesen.

Aus all diesen Gründen und weil die meisten Leute und Beamten Deutsche waren wurde in Wilhartitz deutsch geredet.

Da stolperte einer in plumpen Schuhen und mit ungelentken Schritten in die Amtsstube, und das umgehängte Freisassenschwert schlug an Türstock und Türe. Erst nachdem er die Türe hinter sich ins Schloß gedrückt, nahm er den

schweren Filzhut vom Kopfe und wünschte die Tageszeit.

Einer der Freibauern also aus dem künischen Gebiete oben; denn nur Freie durften die Wehr der Freien tragen.

„Willst etwas!“ frug der Amtschreiber, da keine Aureda herfürkam und weder Herr Heinrich noch der Justiziar eine Frage taten.

„Ja.“ Ungelent und unbeholfen wie der Mann war auch dessen Rede.

„Was denn nachher?“

„Ich . . . habe mir fürgenommen, die . . . die Friedel zu . . . heiraten, das Dirndel vom Hüter-Christel . . . die jetzt in der Kichel ist im Schlosse. Und da möchte ich fragen . . . Ich möchte sie loskaufen aus der Hörigkeit. Was das kosten täte?“

Gürg Hasenkopf schupfte die eckigen Schultern. „Unsin! Postkaufen! Wo Eigenfreie zu Haufen herumrennen und noch dazu Geld ins Haus brächten . . . Wenn es der Hochgnädige Herr Baron verwilligt . . .“ Und er deutete mit der knochendürren Hand nach dem Gutsherrn.

Des Waldbauern Blicke musterten ein Zeitlein den Hochmächtigen, dann stolperte er ein paar Schritte vor und tat bei dem seine Ansprache.

Herr Heinrich von Seeberg schaute den Menschen mit eisiger Ruhe an . . . Ein Postkauf aus der Hörigkeit . . . Eigentlich konnte es ihm völlig gleich sein, ob er ein Weibsziefer mehr oder weniger zu seinen Hörigen zählte, aber ein Recht war ein Recht, und jedes Recht ist Geldes wert. Geld aber war in Wilhartitz immer mehr zu brauchen, als gemeinlich einging. Die Sache war demnach ein Handel und mußte als solcher genutzt werden.

„Die Bitte ist ausnahmsweise verwilligt,“ beschied er. „Das Amt kann gegen Ertrag eines Freikaufes von . . . von fünfundzwanzig Pfund Pfennigen¹⁾ den Freibrief gleich ausstellen.“

Des Bauern Gesicht wurde für einige Augenblicke wachsfahl und dann wieder so rot wie eine überreife Kirsche. Eine Weile zuckte es nur um seinen Mund, und dann zwängte sich stoß- und brockenweise sein Entrißten heraus.

„Fünf . . . undzwanzig . . . Pfund! . . . Mehr wie . . . wie . . .“ Plötzlich aber gab es ihm einen Ruck herum, und wie ein zornwütiger Kater stapfte und stolperte er wieder der Türe zu. Ohne Gruß und Segenswunsch verließ er die Amtsstube.

„Wieso: Postkauf?“ fragte der Justiziar nach einem Zeitlein. „Da genigte doch eine einfache Heiratsbewilligung.“

„Sonst wohl; aber der Kerl ist ein künischer, aus den Freigerichten hinten. Das muß ich

¹⁾ Vom deutschen Personennamen Wilhart. Später Welhartitz genannt.

²⁾ Königlichen. Von ahd. künie, mhd. künig = König. Diese künischen Freigerichte bestanden bis zu deren Auslösung im Jahre 1848.

³⁾ Amtsrichter.

Lehrer Hintender Bote für 1928. V.

¹⁾ Damaliges Münzverhältnis: 4 Pfennige = 1 Kreuzer, 15 Kreuzer = 1 Schilling, 4 Schillinge = 1 Pfund daher 240 Pfennige oder 60 Kreuzer.

Euch eben auch noch erklären. Marken an unser Dominium, diese Waldbären sind ein jeglicher frei mit Leib und Gut und nur dem Könige untermtan, haben eigene Wildbahn, eigen Fischwasser und eigene Gerichtsbarkeit, wählen ihre acht Richter selber und auch ihren Oberrichter, der über die acht Gerichte gestellt ist. Ubrigens der gleiche Waldbär, wie sie alle . . . Wieso? . . . Was weiß ich? Manche sagen, Herzog Bretislav hätte das ganze Waldgebirge hinten an der



„Willst etwas?“ frug der Amtschreiber.

bayerischen Grenze zum Schutze dieser gegen die Bayern besiedelt und den Siedlern solche Privilegien und Vorrechte verliehen; andere meinen, er hätte dieses nur zur Urbarmachung des wilden Waldes getan und dazu lauter Deutsche angesiedelt, und andere mutmaßen, daß diese Leute schon seit Urzeiten in den Wäldern oben sitzen und die Rechte auch uralte wären. Aber ihre Privilegien haben sie von allen Kaisern und Königen, und sie sind so stöbig wie Wildochsen. In etwaigen Streitfachen mit ihnen muß das alles wohl erwogen werden . . .“

Unterdessen stapfte der Jockel Saumer, der Bauer „in den Brandten“ oben im Kocheter Freigerichte oder kurzweg der Brandtner genannt, grimmwütig über den Schloßhof. Herwegs noch hatte er ein etliche Sonnen vom Himmel strahlen gewähnt und die herbstenden Blumen voll Rosen und Geblume, und nun dünken ihn Tag und Welt so leer und wüste wie die trostlose Dedheide . . . Fünfundzwanzig Pfund guter Pfennige! Warum nicht gleich das ganze Höfel in den Brandten oben? . . . Da muß er wohl die Friedel und alle Hoffnung aus Kopf und Sinnen schlagen

. . . Sagt man! Aber wenn einem so ein Zießer so baumfest in Kopf und Sinnen sitzt, wird es mit dem Darauschlagen wohl nicht so leicht gehen wollen. Der Dummer soll ihn holen, diesen Räubersmenschen mit all seiner Geldgierde!

Hinter einem halboffenen Törlein lag ein jung Weiberleut auf der Lauer, und zwei braune Reh- augen sprüheten aus einem dunkelroten, von der Türe halbverdeckten Gesichte nur so eitel Glück und Freudseligkeit. Das Weiberleut war die Friedel, des verstorbenen Gutshirten Christels Tochter, und es wartete in fiebernder Unrast des Bescheides, den der Jockel aus der Amts- stube bringen sollte.

Der alte Christel hatte allemal gesagt, Geld und Gut könnte er seinem Kinde nicht hinter- lassen als Erbe, doch drei Stücke, mit denen es sich auch rechtschaffen durch das leidige Leben zu schlagen vermöchte: einen schönen Namen, ein ehrlich Gemüthe und ein Großteil seiner „Wissenschaft“. Und sie reichete mit diesem Erbe; sie war damit schon auf dem Wege zur eigen- freien Bäurin im Künischen oben.

„Wie ist's?“ rief sie ihn heimlich an. Doch nur ein Kiesrauhes Knurren ward ihr zum Bescheide.

„Nichts ist's.“

Sie wählte, den Felsen unter sich wanken und weichen zu spüren, auf dem das Wilhartiger Schloß gebaut, und vor ihren Augen wurde es schier düster und dunkel.

„Fünfundzwanzig Pfund verlangt er, dieser . . . Landräuber . . .“

Wachsfahlen Gesichtes kam sie hinter dem Törlein herfür.

„Zahle sie! Ich bitte dich: zahle sie!“ bettelte sie geradewegs. „Nur daß ich frei werde! Ich verdiene dir das Geld wieder . . . Nur daß ich frei werde und aus diesem Hundeleben heraus- komme. Tag und Nacht arbeite ich . . .“

„Sagst schon! Aber . . . so viel Geld . . .“

Ein paar Tränlein sickerten aus ihren Augen und zitterten wie Taotropfen an den langen Wimpern, und dann löste sich ein schütternder Seufzer von ihrer Brust, und sie wendete sich langsam ab. Doch er haschte sie am Arme.

„Friedel! Ist ja nicht, wie wenn ich . . . Müht ja nicht etwa meinen, ich . . . wollt etwa nimmer. Wird schon noch werden. Wird sich . . . etwa doch . . . etwie ermachen lassen . . . müssen . . . müssen. Wenn er auch einen Ver- stand hätte, dieser . . . Landräuber . . .“

Unwillkürlich drängte sich ein Vergleich in ihr Trübfinnen: wie um ein Bündel Vieh wird ge- handelt und gefeilscht um sie. Der eine will teuer verkaufen, der andere billig erwerben. Wie um ein Bündel Vieh! Nur daß ihr keine Hörner aus der Stirne gewachsen und keine Kette sich um diese wand. Dafür aber legte sich eine schier noch schwerere Kette um ihr ganzes

Leben: die . . . Hörigkeit. Und sie hatte in ihrem Blickswahne diese beinahe schon von sich fallen gehört, klirrend und polternd, und sich so frei geworden gewähner, wie sie Gott erschaffen, sie und alle Leute.

Mit trügigem, stockfinsternem Geschaue kam sie in die Kuchel zurück, wo gerade der Metzger Wenzel Panošch das gebrachte Fleisch auf dem Tische ausbreitete und seine derben Scherze und Wizeleien vorbrachte.

„Nichts daraus geworden?“ fragte die alte Walpurg, die Regentin in der Schloßkuchel, und musterte mit scharfem Blicke das vergräunte und verweinte Gesicht des Dirndels.

„Denk habe ich mir's eh' gleich, daß er dich nicht freigibt.“

„Freigibt!“ schrillte dies im Zorne heraus. „Das wohl, aber . . . fünfundzwanzig Pfund sollte er zahlen, der Jockl.“

„Was denn nicht gar?“ In hellem Entsetzen schlug die Alte die Hände zusammen.

„Jetzt weißt du wenigstens, was du wert bist, Kuchelbesen,“ scherzte der Metzger in seiner Weise. „Zwei Paar Ochsen.“

„Ich . . . pfeife dir etwas,“ trugte die Friedel entgegen, und der ohnmächtige Aerger drängte ihr ein paar Reden aus der Brust, wie einem hilflosen Jungen, der sich eines grobschlächtigen Widersachers auf andere Weise nicht erwehren kann. „Aber es soll ihm keinen Nutzen bringen, weil er gar so wilddächtig ist. Das Vieh soll ihm verrecken, das Genack soll er sich brechen . . .“

„Tue dir ein wenig auf das Plappermaul schauen!“ mahnte die Walpurg, als der Metzger fort war. Leute sind allerwegen Leute, und es dürfte ihm gerade nur so eine Rede zugetragen werden, nachher wäre auch kein Hoffen nimmer. So ist allerwegen noch das. Ich werde mit der Freifrau reden, wenn sie eine gute Stunde hat. Kann um die Halbscheid billiger werden.“

Sie war des verstorbenen Viehhüters Schwägerin und daher der Friedel Base.

Mit der Freifrau reden! Das brachte des Dirndels erstarrtes Hoffen wieder zu ein wenig Leben und Wachstume. Und nicht vergeblich. Als die Freifrau Jutta von Seeberg eine sehr gute Stunde hatte, brachte die Walpurg ihr Anliegen und ihre Bitte vor: So und so wäre es, und das Dirndel könnte ein bergshohes Glück machen, wenn . . .

Darauf ging die Freifrau über ihren Eheherrn. Es wäre wirklich eine Schande, so viel zu verlangen, wo der alte Christel bei seinen Lebzeiten in hundert Anliegen und Räten und Menschen und Viehe geholfen, ohne ein Vergeltsgott zu erhalten, geschweige denn mehr.

Herr Heinrich meinte wohl, ein Recht müßte immer als solches oder wenigstens zum Scheine gewahrt werden, aber er stünde in diesem Falle nicht auf die paar Pfennige an. Wenn sie um

Freilassung bäte, würde ihr der Brief ganz umsonst ausgestellt. Brauchen könnte man sie auf der Herrschaft schon der von ihrem Vater ererbten Heil- und anderen Künste wegen recht gut, aber . . . seinetwegen . . .

Am anderen Tage erfuhr dies die Walpurg, und gegen Mittag schon wirbelte das Dirndel in seinem Freudenrausche der Amtsstube zu, tat vor dem Hochnädigen einen Fußfall und stotterte in seinem Glücksturbel die Bitte um Freilassung heraus.

Herr Heinrich nickte gnädig und hieß den Justiziar, die Urkunde auszustellen. Ausnahmsweise, und weil der alte Christel ein allzeit guter und getreuer Diener gewesen, der über lauter Gutheit vergessen, für sein Kind zu sorgen.

Ein Freudenschrei entrang sich des Dirndels Brust, als es endlich das dargereichte Papier in die vor Freude zitternden Hände nahm.

„Herr, vergelt es Euch Gott tausendmal!“ Mehr brachte es als Dank nimmer heraus, und dann wandte es sich, prallte wie erblindend an den Türpfosten und stürmte nachher fort und davon.

Frei wie der Vogel in der Luft, den kein Band und keine Kette fesselt, dem Weg und Flug nach allen Winden frei, und jeder Hörigkeit entbunden, wie jedwedes im freien Rinnischen hinten in den Waldbergen . . . Und in der Kuchel drüben tanzte und jauchzte sie in ihrem Freudentanmel wie hell auf um den Verstand gekommen.

Den selben Nachmittag noch packte sie ihre Habseligkeiten zusammen, reichte der Base die Hand zum Abschiede und gab sich auf den Weg ins Rinnische hinauf. Fort war fort, und wenn ihn der Loskauf etwa wieder gereuen sollte . . .

Die alte Walpurg aber machte das Kreuzzeichen über das freudstiebernde und glückstrahlende Schwesterkind als Ersatz des Muttersegens. „In Gottes Namen! . . .“

Am zweiten Tage nachher pochte der Jockel in den Brandten schon an die Türe des Pfarrherrn in Petrowitz, der ein Altgläuber war, wie im deutschen Rinnischen oben alle. Eine Braut hätte er da, und sie all beide kämen zur Brautlehre.

Der Pfarrer fand den Freibrief des Weiberleuts in voller Richtigkeit und fragte lediglich nach dem, was nicht in dem Schreiben stand.

„In Wilhartitz hast du wohl nach der böhmischen Melchner Art kommuniiziert?“

Dem Dirndel schoß alles Blut zu Kopfe. Wenn das Glück nun an diesem Umstande zerschellen sollte . . .

„Ja,“ gestand es offen. „In Wilhartitz ist es nicht anders, und unsereines . . .“

„Leider ja — daran kann das armjelige Volk nichts ändern. Aber nun du frei bist und deinen

freien Willen hast: willst du es fürder so halten und glauben, wie es nach althergebrachter Weise recht ist, und wie es unser Glauben lehret?"

"Wenn das mehr recht ist: Ja."

Also war auch dies in ebene Wege geraten, aber knapp vor der Hochzeit kam als kleiner Dämpfer auf das übermächtige Glück eine Trauerkunde von Wilhartig herauf. Die alte Walpurg hätte überlings der Schlag getroffen, und übermorgen wäre die Leich . . .

II

Ein riesgrober Winter war über das Land und über die Waldberge gezogen. Die großen Schneemengen hatte er nur wie aus vollen Säcken über Berge und Täler geschüttet zu manns hoher Tiefe, Schneewächten hatte er zusammengetragen, hinter denen sich manch Haus verstecken gekonnt, und wochenlang schier waren Wege und Steige ungangbar gewesen. Bis zu Josefis war der Schnee sogar im Flachlande draußen und in den Vorbergen wie ein lückenloses Laken gelegen, und in den Waldbergen oben lag er noch über Höhen und Gefilden, da im Flachlande und in den Talwinkeln schon frisches Grün die Fluren zierte.

Die Zeit des ersten Wiesengrüns aber hatte in den herrschaftlichen Maierhof zu Wilhartig einen unheimlichen Gast gebracht: eine Viehkrankheit der bösesten Art. Die Tiere hörten zu Fressen auf, wurden aufstößig, und Maul und Klauen huben ihnen zu eitern an.

Magister Hajek, den Herr Heinrich von Seeburg nach des alten Hüterchrißtiels Tode als Arzt für Mensch und Gebiehe aufgenommen, hatte schon alles mögliche versucht, ohne der Krankheit beikommen zu können, und es waren trotz seiner Eingüsse und sonstigen Mittel schon hübsch ein etliche Stücke Jungvieh umgestanden und verendet.

Die Schafferin hatte gleich von allem Anfange weg geraten: "Die Friedel! Zu Lebzeiten des alten Christels hätte so eine Sucht kaum einreißen können, und sicher wüßte sie auch das beste Mittel dawider." Doch der Magister hatte sie angefahren wie einen kläffenden Hund.

"Ein Hüterdirndel! Unserer, ein studierter Magister, wär etwa minder?"

Man hatte daher nicht um sie hinaufgeschickt in den Hof in den Brandten; aber als alle Mittel und Ratschläge des Magisters versagt, hatte der Schaffer doch geschickt.

Honjo, der Knecht, war in aller Herrgottsfrihe hinauf ins Künische, die Friedel zu holen.

Im Hof in den Brandten wiedete der Jockel gerade die Ochsen ins Foch, und das Knechtel schleppte einige Ketten herbei und maschte sie an den Schlitten. Es sollten die letzten Stämme Holzes aus dem Walde heruntergefahren werden, und Zeit und Weg taugten dazu. Der Horst

trug noch, und bergab konnte man laden, was der Schlitten aushielt.

Da stapfte der Honjo daher und richtete seine Botschaft aus. Würde hübsch etwas tragen, wenn die Friedel helfen könnte.

"Braucht es nicht," lehnte der Jockel schlankweg ab und warf dem Knechtel die Peitsche hin. "Fahr zu! . . . Hat auch der Freibrief nichts gekostet. Und unsereines ist auch . . . unsereines. Wartest, bis ich mit der Fuhr heimkomme. Dann kann sie gleich mitgehen."

Er hastete dem Schlittengefährte nach, und der Honjo ging in die Stube und erzählte lang und breit, wie nun in Wilhartig alles ginge und stünde. In einer Weile bekam er auch eine warme Morgenuppe, aber kaum hatte er den Löffel aus der Hand gelegt, prellte das Knechtel ganz verstört daher. Den Bauer hätte der Baum geschneelt, pfauchte es nur so in aller Hast und Atemlosigkeit heraus, läge auf ihm, und er allein wäre nicht imstande, das schwere Baumtrumm wegzuheben.

Der Honjo schnellte vom Schragen auf und hastete dem Buben nach. Sie aber, die Friedel, wählte für ein Zeitlein ihre Füße fest verwurzet in die Stubenbühne und vermochte in lähmendem Schrecken schier keinen zum Schritte zu haben.

"So geh!" kreischte die alte, schon einige Zeit bettlägerige Lena, die Mutter des Jockels. "So renn! Wer weiß, was . . ."

Torkelnd strebte sie den Mannsleuten nach, aber die Schritte gerieten kaum spannlang. Schon mitterwegs kam ihr das Schlittengefährte entgegen, das der Bub lenkte.

Mühsam rang sich ein bißel Hoffnung empor: Vielleicht doch nur Fuß oder Arm gebrochen. Doch der Jockel war tot; mausetot erdrückt von dem ungefügen Baumstamme.

"Mitten über die Brust gelegen, der Baum," berichtete der Honjo. "Und er darunter. Nimmer getregt und gerührt, wie wir hingekommen sind."

Wie selber hartnase ans Leben getroffen sank sie vor den Schlitten hin und rang die Hände in stummem Herzeleid . . . Tot, mausetot! Dawider wußte weder sie noch etwer anderer ein Heilmittel . . . Glied zu Glied zu heilen und Bein an Bein, das hatte sie von ihrem Vater gelernt, doch Leib an Seele nimmer . . .

Als der Honjo von seinem Botengange heimkam in den Maierhof, wußte er nicht gleich, sollte er zuerst von dem Unglücke erzählen oder das Heilmittel nennen, das ihm die Friedel angeraten: Salz und Essig, und Mäuler und Hufe fleißig waschen damit.

"Essig und Salz!" spöttelte Magister Hajek, als er von dem Räte vernommen. "Warum nicht gleich . . .? Was habe ich schon alles angewendet wider diese Pestilentiam? Und dieses Hüterdirndel will sie mit Salz und Essig vertreiben!"

„Versucht muß es werden,“ bestand der Schaffer, und am Abende schon wurde das Vieh mit gesalzenem Essig gewaschen. Daß der alte Christel gutding mehr verstanden, wie dieser aufgeblasene Magister, wußte männiglich in der Gegend, und daß die Friedel von ihrem Vater das meiste gelernt, war auch jedem bekannt.

„Wird sich ja weisen müssen.“
Und es wies sich.

Stand nicht über acht Tage an, war diese Viehpest schon in starkem Abnehmen, und die meisten der Vieher fraßen schon wieder. Als ob mit der unheimlichen Krankheit ein dräuend und zähnefleischend Schreckgespenst wiche, kam es jeglichem vor, weil kein Stall davor sicher war und jedes um sein bißchen Vieh bangte. Das Mittel half also, und man hätte doch eine Abwehr, wenn diese Not an die Lüre pochen wollte. Dagegen mußte der Magister manche Spottrede vernehmen, und sein Aerger kam nie völlig zur Ruhe. Selbst ein Lob dieser . . . Friedel brachte sein Blut schon in Wallung und Sieden. Er, der Magister Hajek, der an der berühmten Hochschule in Prag studiret, und . . . das Hüterdirndl . . .!

„Entweder Zufall, Gaukelei oder gar . . . Hegerenspiel,“ behauptete er einmal in der Wirtsstube des roten Klement im Dorfe unten, da die Rede darauf kam und ihm der Schaffer sogar unter die Nase rieb, daß er vor Zeiten, als sich der lange Prokop, der Oberknecht, den Fuß gebrochen, nicht einmal hätte helfen können. Hätte müssen der Christel noch als Totkranker herbei und den Fuß einrichten und heilen.

„Gebe ich zu,“ schnaubte er grimmig, da er nicht widernehmen konnte. „Hüter und Schinder sind Geschwisterkinder, sagt man. Kann jeder mehr wie Schwarzbrot essen. Aber eine . . . Rucheldirn . . .!“

„Unsim!“ knurrte der Justiziar und tat einen guten Trunk. „Schwarzbrotessen! Ich denke mir die Sache so: Hüterkinder und Schinderkinder werden wieder Hüter oder Schinder, nach wie vor. Und was Vater, Mhr' oder Vorahne als gutes Mittel gefunden und erprobt, erfahren die Jungen und erben es als Geschäftsgeheimnis weiter. Das Wissen mehrt sich von Geschlecht zu Geschlecht.“

„Und unsere hohen Schulen! Die weltberühmte Carolina! Hat die besten Lehrer . . .“

„Hatte, muß man heute sagen,“ verbesserte der Justiziar in Seelenruhe, trotzdem Herr Adalbert Prokopides, der Pfarrer, schiel krampfhast zu hüteln anfang und sichtlich abrückte. „Seit man die deutschen Professoren und Studenten vertrieben, ¹⁾ und besonders seit sich die Carolina beinahe nur mehr als oberste Behörde des nationalen Utraquismus fühlt und gibt, hat

sie nach der Ansicht aller gelehrten Kreise den wissenschaftlichen Wert verloren . . .“

„Das behauptet . . . Ihr?“ entsetzte sich der Pfarrer. „Selber in Prag studieret . . .“

„Selber in Prag studiert, aber am Clemen-tinum. Wir hatten tüchtige Lehrer, zu denen selbst verbissene Kelchner ihre Söhne schickten. Das wird wohl allgemein bekannt sein.“

„Und da . . . da . . .“ Der Pfarrer wußte nicht gleich, was er gackern sollte . . . Eigentlich hieß er ehemals Prokopetz, aber er hatte als junger Student der damals im Lande herrschenden geäocophilen Mode wegen seinen tschechischen Namen in Prokopides geändert, doch den verbissen-tschechischen Fanatismus und die Unuld-samkeit des Kelchners beibehalten. Daß der Justiziar kein Kelchner und noch dazu ein Deutscher war, wußte er, daß er aber wagen würde, im Lande Böhmen eine solche Rede zu führen, verschlug ihm die Rede. „Wisset Ihr, da weiß man wirklich nicht . . .“

„Gaukelspiel oder Hegererei,“ behauptete der Magister wieder, um erstens die Reden in ein ander Geleise zu drängen und zweitens sich nach Kräften herauszuwinden. „So etwas ist kein Mittel mehr und noch weniger eine Wissenschaft. Salz und Essig wider eine pestilentiam!“

„Gibt es nicht.“ So wieder der Justiziar.

„Gibt es. Was, Herr Pfarrer?“

„Mumm!“ räusperte sich der etwas verlegen. „Wie man es nimmt. Es heißet: Wer mit übernatürlichen Mitteln oder gar unter Beihilfe böser Geister oder des Teufels dem anderen an Leib, Leben oder Gut schadet, betreibt Hegererei.“

„Steht es so im Gesetze?“

„So beiläufig. Aber . . . was sind über-natürliche Mittel?“

Darauf gaben weder der Pfarrer noch Magister Hajek eine Antwort oder Erklärung. Man drängte die Rede gewaltsam in ein ander Gestapfe, doch etwas blieb überall hängen. Der Dorfrichter und der Schmied erzählten daheim als Neugierde sowohl wie auch mit ein wenig Schadenfreude, was die Herren am Biertisch geredet, und wessen der Magister die Hüterfriedel im Verdacht hat. Auch der Pfarrer dächte wahrscheinlich so. Nur der Justiziar . . . Freilich: Dieser, ein Altgläuber . . .

Am anderen Tage ging die Mutmaßung schon von Haus zu Haus und kam auch dem Metzger Panosch zu Ohren.

Könnte wohl sein. Er hatte es ja mit eigenen Ohren gehört, wie dieses Zieher in seinem Aerger gewünscht: Das Vieh soll ihm verrecken, das Genack soll er sich brechen . . . Wenn eines halbwegs ein Wissen hat um so . . . Künste, und der Aerger dazu . . . Von Künsten aber mag sie sicher von ihrem Vater vielleicht mehr erlernt haben, als zur Himmelfahrt notwendig sind . . . Doch feinetwegen . . . Was ging das ihn an?

¹⁾ Mai 1409.

Seinetwegen konnte sie die ganze Gegend verhexen, wenn nur nicht auch ihn. Eigentlich ihn auch, wenn sie wollte. Wäre gar nicht einmal so übel, wenn sie ihn so betören wollte, wie . . . vielleicht auch den verstorbenen Jofel, den Brandtner, der sie jeder künischen Bauertochter vorgezogen. Selbst wenn das Höfel in den Brandten kleiner wäre, brauchte es gar nicht viel Hexerei, einen daran zu bannen.

So sann er daheim und auf seinen Gängängen zufällig und müßig vor sich hin, und so sann er bald schon geflüßentlich. Das Leut wäre ein Fang, der sich auszahlte. Eine Wittib mit einem künischen Freibauernhofe! Das würden wohl auch andere finden, aber . . . gemeiniglich mahlten jene zuerst, die zuerst kämen. Wäre der beste Handel, den er all seiner Lebtag machen könnte . . .

Solches Sinnen fraß sich immer tiefer in ihn, bis er einmal zu einer . . . Gänzfahrt ins Künische hinaus rüstete. Nebenbei konnte auch noch manch ander Geschäft gemacht werden . . . Hier und dorten fragte er im Vorbeikommen, ob vielleicht etwas zu verkaufen stünde, und auch im Hof in den Brandten tat er dieselbe Frage.

Nein, nichts, gar nichts.

Also setzte er sich eben ein wenig zur Raß und zu gemüthlichem Plaudern nieder . . . So



Da gab sie ihm mit kräftiger Hand einen undeutlichen Bescheid.

und so ging' es unten in Wilhartig; wie es ihr als Wittib ginge? . . . Ein mühsames Fortwursteln halt, bis . . . wieder einmal ein tüchtiger Bauer einzöge, und so und so. Die Friedel kannte die öden Sprüche des Metzgers zur Genüge von früher her und achtete deren also nicht, bis der

Kerl sogar zudringlich werden wollte. Da gab sie mit kräftiger Hand einen undeutlichen Bescheid und rief nach dem Innmanne, den sie über des Richters Rat und Vermitteln nach dem Tode des Jofels aufgenommen, und der zur Zeit in dem Wagenstühle drüben eine neue Langwied an einen Wagen schnitzte.

Ein paar ungefügiger Schimpfworte prustete der Metzger noch zwischen Scham, Enttäuschung und aufwallender Wut heraus, und dann stolperte er von dannen. „Das . . . merkst dir, du . . . du Fexen!“ drohte er vom Gredende noch zurück. „Jeder Tag hat seinen . . . Heiligen.“

Die Friedel nahm ihre Wascharbeit am Röhrbrunnen wieder auf und war bald über den jähen Merger weg. . . So ein Mensch bleibt immer ein Grobian und geht als solcher mit Vieh und Leuten gleich um. Alles ist bei ihm Geschäft und Handel, eine Freite sowohl wie ein Ochsenkauf.

Wenzl Panosch aber, der Metzger, brachte die Sache nicht so leicht aus dem Kopfe. Der schöne und wohlgerichte Plan in Scherben und Trümmern, die Schande und allenfalls das Leutgeredel Nachsinnen und Nachschneuben wallten in ihm wie in einem Sudkessel, und erst nach langer Weile schlich sich ihm von weitem die Einsicht an: Zu jähe ins Gehirn gefahren. Wenn er . . . Ach was! Müßte sie deshalb gleich so närrisch und böswillig sein? Ein abmahnend Wort hätte es wohl auch getan, wenn er ihr schon . . . gar nicht zu Gesichte stand. Und warum nicht zu Gesichte stand, er, der Wenzl Panosch, der mehr Geld im Handel stücken hatte wie oftmals ein notiger Bauer im ganzen Anwesen? Etwa weil . . . sie nun eine Eigenfreie war und er lediglich ein Höriger des Wilhartiger Gutsheeren? Dürfte wohl am nächsten geraten sein. Mit einer solchen Heirat würde auch sie wieder hörig werden. Das mochte sich eine Eigenfreie wohl überlegen, und daher durfte er ihr die Maulschelle nicht gar so arg verübeln. Aber mußte diese gleich als Bescheid gegeben werden? Hätte sie dies nicht reden können? . . . Wäre auch zu machen; ist bei ihr auch gegangen, daß sie freigelassen worden. Vielleicht redete sie dann auch anders mit ihm, wenn er mit dem Schwerte der Eigenfreien klappern und rasseln und noch ein etliche Pfunde guten Geldes darüber auf den Tisch werfen könnte. . . Könnte also von der Seite angegangen werden, und morgen gleich wollte er wegen des Freikaufes aufs Amt . . .

So sann er zwischen immer neu aufwallendem Merger und zeitweiligem Nachschneuben des Weges dahin, und so plante er die halbe Nacht, und in der Frühe machte er sich auf den Weg zum Schlosse hinauf und ins Amt. Zu aller Vorjorge schon tat er hübsch ein etliche Pfund Geldes in den Beutel. Bis vor die Türe der Amtsstube wählte er sich schon halb und halb

eigenfrei, doch an der Schwelle verließen ihn wie jeden anderen Hörigen Selbstgefühl und Selbstvertrauen

„Ein Gebitt hätte ich, wenn . . . es verstattet wäre . . .“ stotterte er den Justiziar an.

„Was?“

„Ich bin der Metzger Panosch vom Dorfe unten, bin ledig und unbeweibt . . . und . . . möchte . . .“

„Also einen Heiratswillen?“

„Nein, das gerade nicht. Wohl möchte ich . . . könnte ich ins Münnische hinaufheiraten, aber . . . die lassen keinen Hörigen ein. So täte ich recht schön bitten um die . . . um . . . einen Frei-brief . . . Was recht ist, zahle ich gerne . . .“

Der Justiziar kratzte sich hinter den Ohren und räusperte sich etliche Male. „Ist Sache des Freiherrn. Frage wieder einmal nach! Heute ist er nicht da, und ich werde ihm die Angelegenheit vorbringen.“

„Ich zahle Euch ein schönes Geld, wenn Ihr mir dazu verhelpet,“ versprach der Metzger in Händlerweise. Doch gleich darauf fuhr der Justiziar schon auf wie von einer Hornis gestochen.

„Mir? Mir etwas zahlen wollen?“ schrie er ihn gellend an. „Hinaus!“

Wie unter einem Peitschenhiebe zuckte der grobschlächtige und grobjuhliche Mensch zusammen. Der Justiziar, der oberste nach dem Herren! Da . . . schien er schon wieder zu ungeschickt ins Geschirr gefahren zu sein und . . . alles verdorben zu haben

„Ich . . . ich . . . habe es ja nicht unrecht gemeint. Und die . . . Hüterfriedel . . .“

„Hinaus!“

„Ist eine Hexe. Alles Vieh sollte ihm verrecken . . . hat sie gesagt,“ beschuldigte er nun in einem jähen Gemische von Enttäuschung und Rachefinnen. Doch als der Amtsgewaltige nach dem Stecken langte, sprang er jählings der Türe zu und davon.

Nichts, wieder nichts. Weder dieses, noch jenes. Oh mächtige Wut lohete auf in ihm, und da sie gegen die Schloßseite hin keinen Ausgang fand, züngelte sie nach einer anderen Seite . . .

III.

Den selben Nachmittag rückte der Pfarrer Prokopides dem Freiherrn auf die Stube. Ein Weilchen redete er von außen herum über Wahn und Aberglauben und über die Schlechtigkeit der Menschheit, und dann kam er allmählig auf . . . ein Exempel solcher Schlechtigkeit zu sprechen. Diese Hüterfriedel zum Beispiel. Freilich wäre sie eine Deutsche, und diese Deutschen wären allesamt dem Leibhaftigen Dunner zu schlecht; aber das hätte er doch nie verhoffet von ihr, daß sie einer leidigen Heirat wegen dem in

Böhmen allein berechtigten utraquistischen Glauben abschwören würde. Hätte es aber getan. Und wer solches über sich brächte, wäre zu allem anderen Bösen und Schlechten auch fähig. Gerade vorhin wäre der Metzger Panosch bei ihm gewesen. Es würde ja schon überall geredet und gemunkelt, daß lediglich sie, die Friedel, es wäre, die jötane Viehpest verursacht, weil im ganzen Umbezirke niemand derartige Künste verstünde, und der Metzger hätte nun einen Umstand vorgebracht, der einem Beweise gleiche. Schon damals, als ihre Freilassung nicht sogleich von statten gegangen, hätte sie gewünscht, alles Vieh sollte ihm, dem Freiherrn, verenden, das Genick sollte er sich brechen und so weiter. Der Metzger wäre selbes Mal in der Kuchel gewesen, als sie diese Lasterreden getan, und es wäre demnach kein Zweifel mehr . . .

„Unsinn!“ knurrte Herr Heinrich halb geärgert ob des Barrers Rede, halb schon angestekt vom selben Verdachte. „Hexen! Hexerei!“

„Gibt es, Euer Gnaden,“ beharrte der Pfarrer. „Zu allen Zeiten und bei allen Völkern. Schon die Heilige Schrift berichtet von Hexen und Zauberern, die man nicht leben lassen sollte, auch die griechischen Texte erzählen von solchen Unholden, und Homer nennt so ein Teufelsweib sogar mit Namen: Circe. Der Papst hat eine Bulle erlassen wider diese Bösewichter, und auch die Gesetze verurteilen sie und ihr schändlich Treiben. Lauter Beweise, daß es solche Menschen gibt. Daher . . .“

„Das wäre denn doch . . .“ entrüstete sich Herr Heinrich in wachsendem Verdachte.

„Den Prozeß machen!“ riet Herr Prokopides kurzweg. „Die Hexen sollst du nicht leben lassen, steht im Buche Exodi. In Deutschland, wo sie natürlich deren genug haben, beunnt man sich nicht lange und macht so eine Unholdin unschädlich. Sie wird gefangen gesetzt, verhört und nach dem Geständnisse verbrannt. In manchen Ditten sollen Jahres über Duzende, ja selbst Hunderte solcher Unweiber verbrannt werden.“

Herr Heinrich gruselte trotz allem Verdachte und aller Entrüstung beinahe vor solchem Räte. Doch der Aerger gewann die Ueberhand. Wenn sie den bösen Wunsch wirklich getan und Guttat nicht anders zu lohnen gewußt wie mit solchem Schadenstiften, gehörte ihr wirklich nicht mehr. „Kommt mit in die Amtsstube!“ forderte er darauf. „Dort klagt! Man wird ja hören, was der Justiziar dazu sagt.“

„Auch ein Deutscher und ein . . . ein Ungläuber.“

„Er steht in meinen Diensten . . .“

So gingen sie denn all beide in die Amtsstube, und Herr Prokopides klagte wider die Abtrünnige, die Kegerin und die Hexe.

Der Justiziar hörte die Klage an und schupfte geringschäßig die Schultern.

„Vermutungen aber keine Beweise, kein Erwischen in flagranti. Lediglich Vermutungen nach leerem Gerede.“

„Ich klage,“ bestand der Pfarrer.

„Gut. Aber ich erinnere gleich, daß es im Gesetz heißt: Niemand soll auf einiger Anzeigung, Argwohn oder Verdacht zu peinlicher Strafe verurteilt werden, denn er gestände seine Missetat selber . . . Wer kommt für Schand und Schaden auf, wenn nichts bewiesen werden kann, was auch wohl sein wird? . . . Ihr?“ lachte er gleich darauf dem Pfarrer ganz eigenartig ins Gesicht, als sich dieser erboten. „Möcht wissen . . .“

„Dann komme ich auf,“ trüßte Herr Heinrich in immer höher krabbelndem Aerger. „Es muß sich herausstellen, was daran ist, und es muß Ruhe werden auf dem Dominium.“

Also nahm der Justiziar die Klage auf, und als die zwei Kläger fort waren, beruhigte er den bis in die Knochen erschauernden und bemitleidenden Schreiber.

„Wird nicht viel daraus werden. Erstlich haben wir sie nicht, und nachher sind das lauter leere Mutmaßungen und Reden. Möcht wissen, wie man Beweise aufbringen könnte gegen . . . Hexerei.“

„Merkt auf, der Pfarrer läßt nicht locker!“

„Ist er denn so ein . . . unguter Gesell?“

„Kann sein! Wer den nicht kennt! Wäret Ihr nicht der Justiziar, als Altgläuber und Deutscher hättet auch Ihr nichts zu lachen.“

Der Justiziar legte die Anlagenschrift in einen Schriftenkasten und vermeinte, sie läge dorten so ruhig wie im Grabe. Im Künischen oben durften sie, die Wilhartiger, niemanden ausheben, und wenn das Leut nicht herunterging . . .

Ein paar Tage noch sann und ärgerte er sich über die Sache, und dann vergaß er mähtig darauf.

Nicht so aber Herr Protopides und Magister Hajek. Diese lagen Herr Heinrich alle Daumlang an, was es wäre, und ob in der Hexensache denn nichts geschehen wollte, und auch den langen Beit, den Amtschergen, drängte bald der eine, bald der andere, zu trachten, daß er dieses Hexenweibes alsbald habhaft werden könnte. Der hatte wohl keinen Auftrag vom Amte, doch wußte er um die Klage und wollte wie allerwegen dienstfertig sein.

Doch Woche um Woche verging, und es gab sich keine Gelegenheit.

Da starb einmal des hinkenden Mathes, des Schusters, Mutter. Die Friedel erfuhr darum und ging zur Leiche, weil man weitschichtig in der Verwandtschaft war. Kam aber nicht bis ins Haus des Schusters. Schon auf dem Dorfsplatz ging sie der lange Beit an, mit ins Schloß zu kommen. Arglos folgte sie, und selbst in der Amtsstube schlich sie noch kein Verdacht und Argwohn an. Gürg Hasenkopf aber wurde so

sah wie Wachs, als er das Leut über die Türschwelle kommen sah. Jetzt . . . hatte man sie richtig schon da, und jetzt . . .

Der Justiziar war nicht im Amte, und bis der lange Beit ihn suchen ging, raunte er dem Weiberleute versthöhlens zu. „Sie sind alle wider dich; aber der Justiziar ist gerecht. Nur nichts Unnütziges sagen und auf jedes Wort achten! Nichts eingestehen! Sie werden dir nichts anhaben können.“

„Aber was sollte ich denn . . . eingestehen?“

„Ich weiß nicht . . . ich kann dir nicht mehr sagen . . .“

Nun wurde ihr doch mähtig angst und bange. Siedehitze begann ihren Körper zu durchströmen, der Schweiß drängte ihr auf Stirn und Wangen, und die seltsamsten Vermutungen wirbelten immer toller und toller durch ihren Kopf. Die langen Augenblicke wuchsen zu Stunden und zu . . . halben Ewigkeiten, und die fiebernde Ungewißheit krabbelte in ihr wie ein Haufen beißender und nagender Ameisen.

Dann kam einmal der Scherge wieder und winkte ihr. „Komm!“

Es ging . . . in den Turm . . .

*

Des andern Tages polterte in aller Herrgottsfrühe der Schmied Jasper, der Innmann im Brandtnerhose, mit schweren, holzbesohlten Stiefeln in die Amtsstube. Ohne Gruß und Wunsch wie ein stößiger Waldstier.

Die Bäurin wäre gestern nimmer heimgekommen vom Leichgange, und da er auf die Suche gegangen, hätte er im Dorfe unten erfahren, was gestern vorgegangen, und wessen man das Leut beschuldigt . . . Das wäre vielleicht der Dank dafür, daß sie dem Freiherrn wider die Viehpest geholfen. Psui Teufel!

Doch der Beit packte ihn mit seiner Bärenpranke und drängte ihn kurzerhand aus der Amtsstube und aus dem Schlosse.

Um halben Vormittag kamen die Ankläger und Zeugen in die Amtsstube: Herr Heinrich, der Pfarrer, der Magister und der Metzger. Auch den Dorfrichter Jan Wisklik hatte man mit.

Dann führte der Beit die Inculpantin herbei. Der Justiziar klaubte schier kramphast unter allerlei Schriften und Papieren am Tische herum und klopfte endlich mit dem Gerichtsstabe auf die Tischplatte. „Das Gericht ist eröffnet, und wer zu klagen hat, der klage!“

Der Pfarrer brachte seine Anklage vor: Abtrünnige, Ketzerin, Heze und so weiter.

„Das ist nicht wahr!“ schrie die Friedel wie beinahe am Leben getroffen auf, und wie hilfeheischend wandte sich ihr verstört und verweinet Gesicht gegen den Justiziar. „Das ist eine Lug.“ „Tritt vor den Tisch und rede!“ forderte der, als der Pfarrer geendet. „Sage nichts wie die

reine, lautere Wahrheit und wie alles gewesen ist und noch ist! Es wird dir kein Unrecht geschehen, so du selber keines begangen!"

Verächtelt und verstört tappte sie zum Tische vor; doch sie fand in ihrer harten Not nicht gleich Wort und Reden.

"Was ist's mit der Ketzerei?"

"Herr, ich bin allerwegen eine Christin gewesen, wie mich meine Eltern aufgezogen haben. Ich habe das Abendmahl genommen in beiden Gestalten, und erst wie ich ins Künische hinaufgeheiratet habe, und weil es dort so eingeführt ist, habe ich nur das Brot genommen."

"Da sagt sie es ja selber," lachte der Pfarrer hart auf.

"Deswegen ist sie noch lange keine Ketherin," erinnerte der Justiziar. "Bis zu Hussens Zeiten hat man überall das Abendmahl nur in Gestalt des Brotes genommen. Wenn man also von Ketzerei reden wollte, müßte man anders sagen... Hast du jemanden vorzüglich Schaden gestiftet?"

"Nein, Herr!" Mein Vater hat jedem geholfen und keinem geschadet, und so habe ich es von ihm gelernt. Ich hätte auch nie Ursache gehabt..."

"Das meine ich wohl auch," prustete Herr Heinrich in seinem Aerger heraus. "Ohne einen Pfennig Entgelt habe ich sie freigelassen und dafür hat sie mir die Viehpest in den Stall gewünscht."

"Das ist nicht wahr, Herr."

"Selbst der Rat war ein Zauberstück," betätigte Magister Hajek. "Mit Salz und Essig die pestilentiam pecorum vertreiben! Einfach lächerlich."

"Mein Vater hat immer gesagt, das wäre das beste Mittel."

"Hat auch geholfen und Nutzen gestiftet. Das ist ja zugegeben worden." So der Justiziar.

"Mit Beihilfe des Teufels," ergänzte der Pfarrer. "Solches wird die Malesizperson nicht freiwillig und ohne Zwang eingestehen, wenn wir eine Woche lang fragen."

"Solches ist aber auch nicht zu beweisen. Oder... kann das etwer?"

"Ich," meldete sich der Metzger und stolperte ein paar Schritte vor. "Mich hat sie behext, daß ich ganz von Sinnen gekommen bin und... und..."

"Nein, Herr." Und sie erzählte nun, wie der Mensch zu ihr gekommen, mit ihr umgegangen, und wie sie ihn abgefertigt, um sich seiner zu erwehren."

"Schandkerl!" schrie nun der Justiziar in aufwallendem Aerger den Metzger an, in dessen Gesicht nachjucht, Schadenfreude und einige Verlegenheit nur so waberten und zuckten. "Und da schämst du dich nicht und willst noch als... Meinzuge auftreten wider das Leut... Weil! Zu den Turm!"

Der Scherge packte den Kerl gewohnheits-

mäßig wie einen widerborstigen Ochsen am Arme und schubte ihn ohne Rede oder Aufforderung zur Türe hinaus.

Dem Pfarrer trieb der wachsende Aerger den Schweiß auf die Stirn, und der Magister begann beinahe zu fiebern. Wie es den Anschein kriegte, konnte man diesem Gegenbesen trotz aller Anwürfe gar nichts Erhebliches anhaben, und der Justiziar würde die Klage abweisen.

Jan Miskit, der Dorfrichter, wollte sein Lichtlein leuchten lassen und einem Ende zudrängen. Daheim hatte er zum Backen hergerichtet, und hier ging nichts weiter.

"Ich meine halt so: entweder gesteht sie oder sie gesteht nicht. Daß wir zu einem Ende kommen, sonst läuft mir der Urteig aus dem Trog."

"Also, willst du gestehen oder nicht gestehen?" Aus der Rede des Justiziar's klang der ledige Spott

"Das ist ein Narrenspiel!" braute Herr Heinrich auf und wurde blutrot im Gesichte. Gestehen oder nicht gestehen wollen! Sie muß gestehen. Mir hat sie so und so viel Schaden zugefügt."

"Muß gestehen!" ipötelte der Justiziar, und auch ihm schoß das Blut zu Kopfe.

"Sie muß peinlich befragt werden!" schrie der Pfarrer. "Sie ist eine Ketherin und eine Hege, und es muß die peinliche Frage gestellt werden."

Ein paar Augenblicke schaute der Justiziar völlig unschlüssig vor sich hin. Mensch, Beamter, Herrendiener und Richter kamen sich in die Haare. Sollte er so oder so?...

"Ich erinnere nochmals, was im Gesetze von wegen der Schadenshaltung steht," erinnerte er.

"Ich als Richter weise solches von mir."

"Ich komme auf," trumpfte Herr Heinrich.

"Gut, Gürg, schreibe das auf!"

Doch der konnte nimmer schreiben. Der Schrecken saß ihm in Mark und Beine und rüttelte und schüttelte ihn, daß schier die Knochen klapperten...

Im Wilhartiger Schlosse war, wie allenthalben, wo ein Halsgericht bestand, auch eine Folterkammer für arg verstockte Sünder und als Abscheu für solche, die es werden könnten. Doch kein Mensch um und um gedachte einer Zeit, wo sie gebraucht worden wäre. Nun auf einmal öffnete sich knarrend und kreischend deren Türe, und ein modriger Geruch schlug jedem atemberhaltend entgegen.

Mit dem Gerichtsstabe in der Hand und finsternen, stahlharten Geschaues schritt der Justiziar über die Schwelle. Ihm folgten Herr Heinrich, Herr Prokopides und der Magister, und hintendrein drängte der Scherge die arme Sünderin. Zuletzt schloß der Schreiber nach.

"Ich ermahne dich nochmals: sage nichts mehr und nichts weniger als die reine Wahrheit!"

redete der Justiziar dieser zu. „Ueberdenke jedes Wort! Es wird dir kein Unrecht geschehen, wenn du keines solchen schuldig bist.“

Die Friedel schauderte am ganzen Körper, als stünde sie im grimmigsten Winter unter stürzenden, eiskalten Wassern. Die Ungewißheit malte ihr die gräßlichsten Martern vor, und sie wählte den Tod schon aus jedem Winkel grinsen zu sehen.

„Ich sage ja ohnehin nichts, wie die ledige Wahrheit,“ beteuerte sie. „Warum glaubt man mir nicht? Warum den andern? Warum will man mich sogar peinigen? Dafür, daß... ich dem Herrn die Viehpest vertrieben habe?“

Herr Heinrich zuckte betroffen zusammen.

„Solchen Dankes muß eins von Herren immer gewärtig sein. Ein andermal laß verenden, so viel verenden will!“ So der Justiziar.

„Justiziar!“

„Ist nicht anders. Der Magister ist nicht angeklagt, weil er in seiner Unwissenheit nicht hat helfen können. Hätte auch die Futulpantin nicht geholfen, stünde sie nicht hier in der Folterkammer. Das ist Herrendant.“ Mit Absicht preßte er diese Anklagen heraus, um diese Leute vielleicht noch im letzten Augenblicke von ihrem grausamen Vorhaben abzubringen.

Herrn Heinrich packte die Rede auch dorten, wohin sie gezielt war. Mit einem Geheiß, das sich Hütfinder und Grobsäcke geben, wendete er sich herum und der Türe zu.

„Ich pfeife darauf. Ich habe sie nicht angeschuldigt und nicht angeklagt, und was ich Schaden habe... Ich pfeife drauf. Und mit solcher Rede darf mir keiner kommen. Auch ihr nicht.“ Dann kehrte er sich ab und verließ wie ein Sieger die Folterkammer.

„Sie ist eine Kegerin,“ beharrte der Pfarrer steinhart.

„Um meine Ehre geht es, um das Ansehen der Wissenschaft,“ zischte Magister Hajek und sieberte gerade wie das Bäumlein eines gereizten Ratterngewürms. Der Hieb des Justiziars hatte ihn bis auf den Grund seines Dünkels und seiner Verdienstgier getroffen, und da er diesem nicht ans Koller konnte, sollte es diese arme... Heze büßen, die eigentlich an allem schuld war.

„Sie soll peinlich befragt werden.“ So der Pfarrer wieder.

So wurde sie also peinlich befragt. Es wurden ihr die Daumenschrauben angelegt, aber sie schrie es immer und immer wieder grimm- und schmerzklirrend heraus... „Es ist nicht anders, wie ich sage. Ich habe niemandem geschadet.“

„Sie soll auf der Folter bekennen. Die Verstockung der Kegerin steckt schon so tief in ihr, daß eine Kleinigkeit gar nimmer angreift.“

Der Scherge zerrte nun die vor Schmerz am ganzen Leibe wie ein Epenblättlein Bitternde und wie ein kleines Kind Schreiende zur Folter,

riß ihr das Gewand vom Leibe und spannte sie auf die Folter.

Wie eine Steinsäule stand der Justiziar und verwünschte die Stunde, da ihm eingefallen, die Rechte zu studieren. Nur in seinem wachsfahlen Gesichte zuckte und riß es wie der helle Krampf, und der Gerichtsstab in seiner Hand



Es wurden ihr die Daumenschrauben angelegt.

schwanke und zitterte wie ein schwankees Birkenrüttlein im Winde.

Auf einmal wurde Gürg Hajentopf ohnmächtig und mußte hinausgetragen werden.

„Also stellet die peinliche Frage!“ drängte der Pfarrer.

„Fraget, was ihr wollt!“ stellte der Justiziar trotzig frei. „Was ich zu fragen habe, werde ich ungeheißer tun.“

Also ging das Fragen los... Ob sie gezwungenermaßen oder aus freien Stücken dem wahren, böhmischen Kelcherglauben entsagt und abgeschworen? Ob sie sich dem Bösen verschrieben mit Leib und Seele? Ob ihr der Teufel zu jeglichem bösen Werke zu Hilfe und Beistand sein müßte...?

Gellend und mit schmerzfebernder Stimme schrie sie es ein um das andere Mal hinaus... Nein, sie wäre eine Christin, wie sie ihre Eltern erzogen, sie wußte nichts vom bösen Feinde und wollte keinem Menschen schaden.

Der Scherge spannte die Folter straffer und straffer... Nein und immer nein... Die Stimme wurde matter, und das Schmerzwimmern ersticke allmählich die Rede. Ueberlings einmal aber schrie sie klirrend und gellend auf.

„Um Gottes willen: ich bitte euch, bringt mich um! Ich sage ja alles... ich habe ja alles

getan und verschuldet . . . der Teufel . . . das Vieh . . . alles. Bringt mich um! Bringt mich um!"

"Also!" wandte sich Herr Protokopides triumphierend an den Justiziar, dem schier jeder Tropfen Blutes aus den fest aufeinandergekniffenen Lippen gewichen. "Jetzt ist es heraußen. Die Folter macht die zähesten Teufelsbraten mürbe."

Dem Justiziar stockte für einige Augenblicke jeglicher Herzschlag. . . . Alle Hoffnung weg und dahin. Alles verloren. Sie gesteht selber, gesteht. . . . Aber wie?

Beinahe so gellend und kirrend wie die Selbstbeschuldigung des armen Wesens schritt diese Frage durch sein völlig gelähmtes Sinnen und rüttelte und riß alle Gedanken zum letzten Kraftaufwande empor. . . . Aber wie? Unter dem Zwange der unerträglichen Marter. Ein per nefas erpresstes Geständnis, ein . . . Er wußte kaum mehr, was noch alles durch sein Sinnen drängte.

Ein jäher Ruck, ein Sprung nach vorne, und er stieß den Pfarrer zurück und schrie den Schergen mit fast überschnappender Stimme an.

"Nachlassen! Sofort! Wird sich gleich weisen. . . ."

Und dann wandte er sich an die arme Sünderin. "Hast du den Pfarrer zum Vetter? Kannst du einen Ochsen in einen Magister verzaubern? . . . Den größten Unsinn, der ihm augenblicklich einfiel, prüftete und schrie er heraus.

"Ich bitte euch: bringt mich um!" röchelte das arme Wesen fast schon im Todeskampfe. "Es ist ja alles wahr. Vetter . . . Teufels Großmutter . . . Dohse. . . ."

"Abspannen!" brüllte er den Schergen an wie ein wild werdender Stier, und da dieser nicht hurtig genug zugriff, schwang er schon den Gerichtsstab zum Schläge.

"Also!" knirchte und höhnte er gleich darauf den beiden Anklägern zu. "Dieserweise werden die Teufelsbraten mürbe. . . . Seid Ihr der Inkulpantin Vetter oder gar des Teufels Großmutter? Ist der Magister Hajek ein verzauberter Dohse? . . ."

"Sie hat gestanden. . . ."

Ein Zeitlein nachher schlug in der Amtsstube der Gerichtsstab klatschend auf die Tischplatte. Wie eine Säule stand der Justiziar am Tische.

"Vorläufige Sentenz in peinlicher Halsgerichtssache. . . . Dieweil die Inkulpantin bei vollem Verstande keine Schuld eingestanden, dieweil auch kein Zeuge in unzweifelbarer Weise ihre Schuld erwiesen, dieweil ferner ad absurdum erwiesen worden, welchen Wert ein durch Martern erpresstes Geständnis für einen gerechten Spruch haben kann, und dieweil endlich und hauptsächlich von vielen Rechts- und andern Gelehr-

ten überhaupt Hexerei und Teufelswerk geleugnet werden, wird der Rechtspruch bis zur Erlangung eines wissenschaftlichen Gutachtens sistiert."

Darob war alles elendiglich enttäuscht, und Herr Heinrich verbarg diese Enttäuschung nicht einmal.

"Von Rechts wegen," bekräftigte der Justiziar den Spruch und schlug mit dem Gerichtsstabe mit aller Wucht auf den Tisch.

"Von wo das Gutachten?" schnaubte der Pfarrer.

"Von der Universität."

"Die Klementina ist . . . keine Landeschule und . . . selber ein Reherneft."

"Gut; also von der Carolina. Es werden ja wohl dort auch nicht lauter Narren sitzen. . . ."

Jakub, der Leibknecht des Freiherrn, war aus der Prager Stadt zurückgekommen, hatte den wegmüden Gaul in den Stall gebracht und das Schreiben, das man ihm dort und auf der hohen Schule mitgegeben, gleich in die Amtsstube getragen.

In des Justiziars Gesicht wechselte die Farbe ein etliche Male rasch hintereinander, und die beinahe fieberzitternde Hand langte zögernd nach dem Briefe. . . . Das große Verschlussiegel war unverleßt und richtig. Mit unsicherem Griffe langte er nach der Schere. Gürg Hasenkopf starrte mit beinahe aus dem Kopfe quellenden Augen nach dem Justiziar und dem Briefe in dessen Hand. Was . . . mochte wohl darin stehen?

Der schwere Atem des Justiziars schnitt durch die Totenstille der großen Amtsstube. " . . . Es gab und gibt jederzeit böse Leute, die in ihrer Verblendung und Bosheit sich dem Teufel verbunden, um anderen Schaden zu können, um Pesten zu verursachen oder verheerende Unwetter, Mäuseplagen oder schädliche Liebestränke. Ob solchen Teufelbündnissen erhalten diese Bösewichter ein Zeichen aufgedrückt, das Teufelszeichen oder Stigma. Daraufhin wird nun die Inkulpantin zu untersuchen sein und nach Besund dessen Rechtens zu handeln. . . ."

Das Gutachten trug die Unterschrift des Rektors magnificus sowie einiger Hochschullehrer, die einen Ruf im Lande genossen, und auch das Siegel der Universität.¹⁾

Das Blatt fiel auf die Tischplatte nieder, und der Justiziar starrte beinahe hilflos ins Leere hinaus wie ein kleiner Bub, dessen tappender Hand ein bunter Falter entglitten.

"Was . . . schreiben sie?" frug der Amtsschreiber zagfurchtend herüber.

"Narren sind sie, geschlagene Narren," prüftete der Justiziar nun heraus wie jählings aus dem Traumschlummer geweckt.

¹⁾ Ein solches Gutachten ist historisch und bezeichnend für die damalige Zeit.

Mehr erfuhr der gute Gürg nicht; aber das weckte die schlimmsten Befürchtungen. Wenn die Prager Herren richtig geschrieben, würden sie wohl keine Narren gescholten werden. . . .

4.

Des Schergen schwere, ungelente Schritte poltern die Stiege in das Turmloch nieder. Dann kreischte und schrillte der Schlüssel im rostigen Gesperre der eisenbeschlagenen Türe, und diese drehte sich knarrend in den Angeln.

„Komm!“

Die Hände und Füße fesselnden Ringe und Ketten begannen zu klirren, und ein Zeitlein nachher wankte die Friedel aus dem Duster hervor und dem Schergen nach zum taglichtdurchfluteten Gange. . . . Jetzt mochte die Stunde anbrechen, wo ein Ende herging, so oder so

„Zu deinem Schutz und Schirm, o Herr . . .“
lispelte sie halblaut vor sich hin, kam aber nicht weiter mit Gedanken und Gebitte.

Klirrend und rasselnd schleiften die Ketten über die Steinflesien des Ganges und über die Schwelle der Amtsstube.

Dort standen schon in halblautem Geräusch alle bis auf den Metzger, die zur Stelle waren, als die Anklage erhoben worden. Nur Herr Heinrich saß weitab von allen in einer Fenster-Nische, und der Justiziar fehlte noch.

Der hatte die ganze Nacht über kein Bett berührt und kein Auge geschlossen, hatte gesonnen und gehadert mit allem, was ihm in den Sinn gekommen, bis er endlich wie ein in den Wildnissen Verirrter ein gangbares Gestapfe gefunden, das aus dieser Qual führte. Richter und Mensch waren in ihm in Fehde gelegen, Pflicht und Mitleid. . . . Der Mensch urteilt mit Menschenverstand und läßt das Mitleid mit zu Rate sitzen, der Richter, der Eid und Schwur getan, steckt in dem stahlharten Panzer des Gesetzes und der selbst übernommenen Pflicht, und schlägt jedes Für mit einem Wider. . . . Dieser Prozeß zu Ende und auch sein Amt- und Herrendienst verrichtet! Lieber mit wunden, blutender Händen Steine klopfen, oder sich mit Art und Haue die Haut von den Händen arbeiten, aber nach des Tages Mühen mit ruhigem Gewissen zur Rüste gehen können, als . . . weiterhin so einen Dienst verrichten, in dem er einem blutigierigen, gehuften Hunde gleichen muß, in dem er der . . . Scherge unergründlicher Dummheit und Bosheit sein soll. . . .

Endlich einmal hallten sein Schritte durch den Gang daher

Wie aus Stein und Stahl gemeißelt war jeder Zug in seinem übernächtig blassen Gesichte, und nicht einmal Herrn Heinrich nickte er einen Gruß zu. Mit mühsam erzwungener Ruhe legte er einige Schriften zurecht und hin und wider, und ohne sich vorher noch zu setzen, holte er

den Gerichtsstab aus der Truhe und schlug damit dreimal auf den Tisch. Das Gericht war eröffnet.

Begungslos wie ein Baumstumpfen stand er, den in des Reiches Farben umflochtenen Stab frampfhaft umklammert.

Totenstille füllte die Amtsstube. Jetzt mußte das unbengsame Urteil fallen. . . . Da übermannte die Aufregung den Schreiber, und beinahe klappernd fiel er vom Stuhle.

Der Friedel entrang sich ein halblauter Aufschrei, doch gleich darauf nahm der Scherge das Männchen wie einen Flederwisch unter den Arm und trug es hinaus. Als er wieder zurückkam, befahl der Justiziar: „Ketten ab! Aus der Amtsstube ist jede Flucht unmöglich.“

Schier widerwillig gehorchte der Hüne, doch die arme Sünderin faltete unwillkürlich die nun wieder einmal freien Hände wie zum Gebete, und ein unsäglich dankbarer Blick traf den Justiziar.

Der Gerichtsstab schlug abermal auf den Tisch.

„Endgültige Sentenz. . . . Nach Erwägung aller Umstände ist das hiesige Patrimonialgericht der Herrschaft Wilhartitz zu folgendem Beschlusse gelangt. . . . Nach ihrer Entlassung aus der Hörigkeit ist die Infulpantin eine Freie geworden, und nach ihrer Heirat hat sie die Zuständigkeit im Gebiete der königlich Waldhwozder Freigerichte erlangt. Sie ist also eine eigenfreie Künische und untersteht, so sie nicht in flagranti einer Meintat überwiesen ist, in allen zivilen und judiziellen Angelegenheiten der Gerichtsbarkeit dieser Freigerichte. Daher ist das hiesige Gericht nicht zuständig, über sie und zumal in dieser Sache zu richten, und aus dieser Ursach' ist sie ohne Verzug dem Obergerichtsamte der königlichen Freigerichte zu unterstellen. . . .“

„Das . . . habt Ihr nicht früher gewußt?“
brauste Herr Heinrich nun auf, und seine Hände ballten sich zu Fäusten.

„Nein. . . . Auch ist Herr Heinrich Planitz, Freiherr von Seeberg, gehalten, im Falle eines dortigen Freispruches der Infulpantin Ersatz zu leisten für Schande und Schaden, wie er solches aus freien Stücken übernommen. . . . Das alles von Rechts wegen.“

Mehr wie kräftig führte er den Schlag mit dem Gerichtsstabe wider die Tischplatte, der die Rechtlichkeit und die Gültigkeit der Entscheidung bekräftigen sollte.

Die arme Sünderin schaute und starcte mit weitaufgerissenen Augen und halbgeöffnetem Munde, und die Aufregung schüttelte ihren Körper wie der ledige Fieberfrost. Doch in ihrem Herzen begann sich die Hoffnung wieder zu regen und aufzuglimmen wie die Blut in einem schier erkalteten Aschenhaufen, wenn der Wind dareinjährt. Sie war wohl nicht imstande, sich das Gehörte im Augenblicke zurechtzureimen,

aber sie hörte nichts von Schuld, Vergehen und Strafe. Sie vernahm sogar das Wort Freispruch wie eitel Engelsgefang aus Himmels Höhen. Um ihren Mund begann es zu zucken, doch kein Wort fand den Weg über die Lippen.

Herr Prokopides wurde so rot wie ein Hahnenkamm, und sein Mund schnappte einige Male, als wollte er etwas sagen, das nicht herauswollte. Der Magister Hajel aber prustete ein paar Schnaufheraus und begann mit seinen Armen herumzufuchteln.

„Ein Schandpruch!“ pfauchte er endlich in überwältigendem Grimmwüten. „Zeugen, Beweise, ein eigen Geständnis und . . . w . . . Pfini Teuzel!“ Und er spuckte dem Justiziar knapp vor die Füße.

„Weit!“ erinnerte der ganz ruhig, und ein paar Augenblicke nachher schufte der Scherge den Lasterer schon vor die Türe. Doch bald darauf gellte ein brüllend Schmerzgeheule durch den Gang. Bei dem Falle hatte der Mensch den Fuß gebrochen.

Ein etliche hasteten hinaus, und bald darauf kam der Scherge wieder herein.

„Du, geh' her da und richte ihm die Haxe ein!“ forderte er kurzweg von der Friedel.

„Nicht unterstehen!“ verbot der Justiziar. „Weil du ihnen geholfen hast, haben sie dich angeklagt, jetzt hätten sie etwa gleich wieder eine Ursach. . .“

„Bin . . . ich freigesprochen, Herr?“ fragte die mit zagfurchtiger und doch schon freudebebender Stimme. „Ich . . . ich habe nicht alles verstanden in meiner harten Not.“

„Von hier aus gibt es nichts mehr. Du wirst nun zu eurem Oberrichter geführt, und wie der es hält, ist seine Sache. Er kann dich gleich frei lassen, oder. . .“

„Vergelt' es Euch Gott Euer ganzes Leben lang und in der Sterbestunde!“ atmete und seufzte sie nun auf wie aller Not und Heimsuchung frei und ledig. . . Von hier aus gab es nichts mehr, sagte er, und von den Klümpchen hatte sie nichts zu fürchten. Die waren nicht so . . . unmenschlich. . .

Der Justiziar schlug gerade das Amtssiegel neben seine Unterschrift und unter die paar Zeilen, die er als Geleitschreiben an das Oberrichteramt der Klümpchen Freigerichte ausgefertigt, als Herr Heinrich wieder in die Amtsstube kam und sich zornroten Gesichts vor den Tisch hinstellte.

„Einen schlimmeren Streich hättet Ihr mir nicht entgegenhauen können,“ fing er zu poltern an. „Jetzt auf einmal hätten wir nichts zu sagen in der Sache, jetzt, wo ich um das Gutachten habe schicken müssen, wo alles in Aufruhr und Gerede ist um und um, und wo . . . wo. . .“

Ruhig faltete der Justiziar die Schrift zusammen und verschloß sie.

„Es wird wohl kaum einen geben, dem im Augenblicke alles einfällt. Uebrigens hättet Ihr besser wissen sollen, in welchen Rechtsverhältnissen Ihr mit Euren Nachbarn steht. Ich habe noch nichts zu tun gehabt mit diesen gottverfluchten Herzensgeschichten und ich will auch weiterhin nichts mehr zu tun haben. In vierzehn Tagen trete ich aus Euren Diensten.“

Wie einen Narren starrte Herr Heinrich nun den Menschen an. „Seid jetzt Ihr vom . . . Dunner bejessen?“

„Kann sein und auch nicht. Aber ich habe genug von so einem Dienste. Ich soll Justiziar sein und Richter, soll nach Recht und Gerechtem urteilen, und Ihr stellt Euch schützend vor solche Ankläger hin und nehmet noch Kosten und Gemühtung auf Euch, um eine Beurteilung zu erzwingen. Wenn mir da nicht im letzten Augenblick noch. . .“

„Ihr geht nicht!“ herrschte Herr Heinrich. „Begen so einer . . . Dummheit nicht. Verstanden? Ich habe nichts gehört von solcher Kündigung, und. . . Mit diesen bißigen Gesellen werde ich aufräumen, ich. Verstanden? —“

Der Justiziar aber packte die Papiere zusammen, sperre sie in den Schriftenkasten, trug nachher das Geleitschreiben in des Schergen Stube und stapfte mit derbem Wanderstecken zum Schlosse hinaus und den Waldbergen zu.

Höher und höher stieg die Sonne und bald trieb es ihm das Wams vom Leibe und über die Schultern. Um vieles leichter wurde ihm zumute, als er die Türme des Wilhartiger Schlosses nimmer sah, und sogar des alten Horaz trefflicher Weisheitspruch fiel ihm ungedankts wieder ein: *beatus ille, qui procul negotiis. . . glücklich, der fern von Geschäften. . .* Hätte der Alte erst um solche . . . Geschäfte gewußt!

Weit oben in den Waldbergen fragte er einmal, wo der Weg zum Oberrichter Poschinger im Seewiesener Freigerichte führte, und daselbe mußte er noch etliche Male fragen. Als er jedoch wieder einmal einen großen, breit-schulterigen Wildbart fragte, der vor dem Stadel heraußen einen plumpen Leiterwagen zurecht-richtete, ward ihm keine Weisung mehr.

„Der Poschinger bin ich. . . Wollt Ihr mir etwas? . . . So? Dem Oberrichter wollt Ihr etwas? Nachher kommt mit in die Amtsstube!“

Als der Wildbart jedoch dorthin hörte, der Fremde wäre der Wilhartiger Justiziar oder wollte dieser sein, zogen sich seine buschigen Brauen wie Dächlein über den Augen zusammen, und die Finger begannen ungestüm auf die Tischplatte zu trommeln.

„Der. . . Justiziar aus. . . diesem Räuberneste?“
„Lasset mich ausreden, und Ihr werdet mich etwa verstehen. . .“

So ließ er ihn denn reden. . . . So und so wäre es mit der Friedel Saumer gewesen und zugegangen, der und jener Missetat hatte man sie beschuldigt. Nach den bestehenden Gesetzen hätte er so und so verfahren müssen, und alles gezwungenermaßen nach eben diesen heillosen Gesetzen und dem verrückten Gutachten der Prager Hochschule einem bösen Ende zutreiben müssen, wenn ihm nicht noch zu rechter Zeit eingefallen wäre, daß die Infulpantin als freie Künische eigentlich vor das Gericht der Künischen gehörte. . . .

„Und da sollten . . . wir etwa . . .?“ entrüstete sich der Wildbart, der Oberrichter Pöschinger.

„Ich habe Euch keine Belehrung zu geben und gebe Euch auch keine; aber ich glaube nicht, daß Ihr im Künischen heroben auch solche Narren seid, wie die Prager Gelehrten. Ich habe keine Schuld zu finden vermocht an dem Weiberleute, und trotzdem hätte ich nach bestehendem Gesetze . . .“

„Wäre nicht übel. Wenn ich keine Schuld finden und . . . und . . . Was geht mich ein Narren-gesetz an, Herr? Da drinnen habe ich mein oberstes Gesetz.“ Und er trommelte mit der

bis zu mir, wenn Ihr . . .? Was wollt Ihr eigentlich?“

„Was ich will? Erstlich Euch klar machen und ehrlich sagen, wie alles war und ist, und nachher. . . . Ich will Euren Entschluß nicht beeinflussen und Euch keine Belehrung geben. Aber nach meinem Dafürhalten tötet Ihr am besten, wenn Ihr die Schrift, die ich von Amts und Rechts wegen habe schicken müssen, zerreißt und das Weiberleut kurzweg heimschicktet. Warum soll sie eine Hexe sein, da sie dem Freiherrn das Viehsterben aus dem Stalle vertrieben? . . .“

„Wenn Ihr eigens deswegen heraufgegangen seid, Herr, hättet Ihr Euch den Weg ersparen können. Wir haben keine Hexen und brauchen auch keine, und wir kennen keine Keger und so Zeug, weil jeder seine Haut selbst zu Markte bringen muß. Geht er fehl, kommt er ans unrechte Ziel. So sind wir Herr, und so urteilen wir auch.“

„Darf ich Euch die Hand drücken, für diese Mannesrede?“

„Nicht nötig, Herr. Wir sind eben so. Und wenn es so ist, daß die Brandtnerin zu mir geschickt wird, ist der Prozeß aus. Wie ich gesagt habe. . . .“

War auch denselben Tag noch aus.

Als der Scherge die arme Sünderin, mit-jamt dem Geleitschreiben zum Oberrichter Pöschinger nach Seewiesen brachte, warf der nur ein paar flüchtige Blicke in die Schrift, holte den Gerichtsstab aus der Lade und sprach gleich das Urteil.

„Wir kennen keine Keger und kennen keine Hexen. Und sonst wird nichts vorgebracht wider die Friedlinda Saumer. Also gibt es auch keinen Hexenprozeß. Die Sache ist somit aus. Und das von Rechts wegen. . . . Und das von Rechts wegen,“ wiederholte er nochmals, da er mit dem Stabe den bekräftigenden Schlag führte.

Der Scherge starrte den Wildbart völlig sprachlos an. Aber vor der Haustüre draußen spuckte er recht kräftig vor sich hin auf den Weg.

„Wäre mir auch ein Rechtspruch! Kennen keine Keger und keine Hexen, sagt er, wo sie doch selber gestanden hat! Psui Teufel!“

Drinnen aber in der Amtsstube des Oberrichters wiederholte dieser nochmals den Spruch. „Die Sache ist aus. Danke Gott, Brandtnerin, daß es sich also gewendet hat, und . . . bete einmal ein Vaterunser für den Justiziar! Aus-gesetzt hat dich der, muß ich dir offen weg sagen. Ein Mann, derselbe, ein Mann. . . .“

*

So entrann die Friedel mit knapper Not dem Verbrennungstode der Hexen. Im Künischen oben schimpfte man eine gute Zeitlang über die Wilhartiger und ihr Gericht; aber in Wilhartig dachte man anders.



„Was geht mich ein Narren-gesetz an,“ sagte der Wildbart. „da drinnen habe ich mein oberstes Gesetz.“

rindenbraunen, arbeitschwieligen Faust wider die breite Brust. „Das sagt mir am treuesten, was Recht ist oder Unrecht. Das Gesetz kann heute so sein und morgen anders; wie es eben dem König oder den Landständen zu Gesichte steht. Das Gewissen sagt mir allerwegen das Recht. So sind wir, Herr. Und . . . warum seid Ihr nachher von Wilhartig heraufgegangen

Wenn sie auch keinem Menschen geschadet und jedweden geholfen, wie sie es von ihrem Vater gelernt, dem alten Hüterchristel, eine . . . Hege mochte sie doch sein. Sie hatte den Fotel, ihren Mann, betan und betört, daß er sie ins Künische hinauf und zu einem Freisassenhoje gebracht, und sie hatte den Justiziar betört, daß er ihr aus der Schlinge geholfen, trotz eigenen Eingestehens.

Bur Geschichte des Postwesens.

Eine kulturgeschichtliche Betrachtung
von Jos. Gottlieb, Frankfurt a. M.

Das gesamte internationale Postwesen hat sich erst im Laufe der letzten Jahrzehnte zu einer ungeahnten Höhe emporgeschwungen namentlich seit Einführung der weltumspannenden Verbreitung von Eisenbahn und Telegraph. Aber es hat bei allen Kulturmächten schon seit alters her Einrichtungen gegeben, die man als Keime, als Vorstufen dieses Zweiges modernen Verkehrswezens betrachten kann. Wie sich die Kultur entwickelte, mußte sich auch bald das Bedürfnis zeigen, Nachrichten auszutauschen, und so finden wir bei den alten Aegyptern, bei den Babyloniern, Assyriern, Persern die ersten Anfänge einer staatlichen Post.

Schon ums Jahr 2000 vor Christi Geburt bestand in Aegypten eine Botenpost, die im allgemeinen dem Zug der Handelsstraßen folgte und hauptsächlich staatliche, besonders militärische Nachrichten zu befördern hatte. Diese Boten überbrachten ursprünglich nur mündliche Mitteilungen. Man erkannte bald die Unzulänglichkeit solcher Nachrichtenübermittlung und ging deshalb dazu über, die Meldungen niederzuschreiben, und zwar zunächst auf Tontafeln, da man andere Schreibmaterialien nicht kannte. Derartige Tontafeln sind verschiedentlich, so 1885 in der Ruinenstadt El-Amarana in Aegypten, in großer Zahl gefunden worden, die ein Alter von 3400 Jahren hatten. Später, als sich die Aegyptier und Babylonier zur Errichtung einer gemeinsamen Botenpost verbanden und schöne Poststraßen durch Westasien führten, richtete man Zwischenstationen ein, auf denen die Boten ihre Nachrichten zur Weiterbeförderung auswechselten.

Höher stand das Nachrichtenwesen schon bei den Persern, deren König Cyrus schon 550 v. Chr. Reiterposten einrichtete, die auf dem guten, ebenfalls von ihm angelegten Straßenneze eine bedeutende Schnelligkeit entwickelten. Diese Boten legten die 330 deutsche Meilen lange Strecke von Sardes nach Susa in sechs Tagen zurück. Alle drei bis vier Meilen waren Pferdewechselstationen eingerichtet, in denen die ankommenden Reiter ihre auf Seidenstoff geschriebenen Briefe, ohne abzustiegen, einem anderen reisefertigen Reiter abliefern.

Die Griechen hatten ursprünglich nur gelegentliche, durch Schnellläufer besorgte Botenposten, bis man später regelmäßige Posten und Postschiffe einstellte, die zwischen den Küstenstädten die Nachrichten vermittelten. Man benutzte in Griechenland entweder Holz- oder Wachstafeln, auch Lammleder, bis später nach Erfindung des Papyrus-Papiers nur dieser bequem zu handhabende Stoff verwendet wurde.

Als dann die Römer die Weltherrschaft an sich brachten, war es natürlich daß sie, die in der Anlage von Verkehrswegen vorbildlich wurden, auch das Verkehrsweisen ausbildeten und zu einer hohen Stufe des Ausbaues brachten. Sie waren die ersten, die außer Läufer- und Reiterposten auch einen Wagenverkehr zur Beförderung von Personen, Briefen, und Gepäck einrichteten, und zwar schuf man die Schnell- und Langsampost. Da sich der Nachrichtenverkehr nicht mehr auf den sehr umfangreichen amtlichen Schriftwechsel beschränkte, sondern auch reichen Privatleuten dienstbar gemacht wurde, erlangte die römische Post, wenn auch Bestechungen und Unterschlagungen genug vorkamen, eine große Bedeutung. Man kann getrost behaupten, daß das römische Postwesen in seiner Blütezeit um das Jahr 500 n. Chr. dem des deutschen Mittelalters in keiner Hinsicht etwas nachgab, ja sogar, daß es jenem unter den fränkischen und sächsischen Kaisern weit überlegen war.

Das hatte seinen Grund auch darin, daß durch die Völkerwanderung die römische Kultur fast vernichtet worden war und daß die Völker, welche die Erbschaft der Römer antraten, keinerlei Bedürfnis nach einem Nachrichtenverkehr hatten. Der geringe Verkehr, den die Fürsten und Herzöge untereinander pflegten, wurde durch Fuß- oder Reitboten vermittelt, die an der Brust ein Schild mit dem Adler oder dergleichen trugen, und zur Sicherheit mit einem Speer bewaffnet waren. Erst Karl der Große, der die alten Römerstraßen wieder ausbauen ließ, stellte auch das Verkehrsweisen wieder her und machte die Einrichtungen nach römischem Muster seinen Untertanen dienstbar. Unter seiner Regierung führten vom Rhein aus Posten nach Italien, Frankreich und Spanien; leider verfiel nach seinem Tode die von ihm geschaffene Post. — Als um das Jahr 1000 das Bürgerthum der Städte erstarkte und der Handel aufblühte, machte sich zunächst bei der Kaufmannschaft, dann auch bei den Klöstern und später bei den Universitäten das Bedürfnis nach einer gleichmäßigen Nachrichtenübermittlung geltend, und verschiedene weltliche und geistliche Vereinigungen schufen sich deshalb Fußbotenposten für ihre Zwecke. Der Verkehr der Klöster wurde durch Mönche vermittelt, die mit ihren auf Pergament geschriebenen Nachrichten von Kloster